

Waterberg - Wunder Punkt auch nach 110 Jahren

Mo, 2014-08-11 07:35 — Allgemeine Zeitung

Am 11. August 1904 haben sich Herero und deutsche Schutztruppe am Waterberg eine Schlacht geliefert. Die Ereignisse des Kolonialkrieges sind bis heute unbewältigt. Nicht zuletzt, weil die Nachgefechte andauern – um Zahlen und Begriffe wie Völkermord und Reparationen.



• Zur Großansicht

Stellungen der deutschen Schutztruppe am Waterberg im August 1904. Hier gab es einige Kämpfe zwischen den Deutschen und den Herero. Später flohen die Herero durch die Omaheke – für viele war dies das Todesurteil. Quelle: Nationalarchiv Namibia

Über die Ereignisse selbst lässt sich eigentlich nicht viel streiten. Sieben Monate nach Beginn des Krieges zwischen Herero und Deutschen in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika versammelt sich die Hauptstreitmacht der Herero unter Führung von Ober-Chief Samuel Maharero am Waterberg. General Lothar von Trotha versucht, sie dort einzukesseln und vernichtend zu schlagen.

Doch die Herero leisten heftige Gegenwehr. Mit Vorder- und Hinterladern bewaffnet, geländekundig und ausgeruht, empfangen sie in strategisch günstig angelegten Stellungen die aus verschiedenen Richtungen heranrückenden Abteilungen der Deutschen. Wohl aus Mangel an Munition beschließt Samuel Maharero mit seinen Gefolgsleuten bei Hamakari, den Kampf abubrechen und in das britische Protektorat Betschuanaland (Botswana) zu fliehen. Zwischen den Abteilungen der Deutschen hindurch ziehen Männer und Frauen, Kinder und Alte mit einem Großteil des Viehs in Richtung Osten. Wegen Erschöpfung und mangelnden Nachschubs kann die Schutztruppe erst zwei Tage später nachsetzen und muss bald wieder umkehren. Ein militärischer Fehlschlag für General von Trotha.

Doch auch der Zug der Herero durch die Kalahari erweist sich als Katastrophe. Das Wasser an den Wasserstellen reicht für die Menge der Menschen nicht annähernd aus. Nur rund 1400 Herero werden später in Botswana gezählt.

Tausende überleben im Busch

Von Trotha befiehlt daraufhin, die Wasserstellen am Rande der Kalahari zu besetzen und erlässt am 2. Oktober seinen berühmten Schießbefehl: „Innerhalb der Deutschen Grenzen wird jeder Herero mit und ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber oder Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück, oder lasse auf sie schießen.“ In einem Hinweis an die Soldaten präzisiert er, „daß das Schießen auf Weiber und Kinder so zu verstehen ist, daß über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen“.

Tausende Herero überleben in kleinen Gruppen im Busch. Trotz aufwändiger Streifzüge und Patrouillen der Schutztruppe werden immer wieder Farmen überfallen. Auf Bitten der Kolonialverwaltung richten Missionare, zu denen viele Herero noch Vertrauen haben, Sammellager ein, in denen bis Oktober 1906 über 12000 Herero aufgenommen und entwaffnet werden.

Von dort aus werden sie in Konzentrationslager geschickt, die nach dem Vorbild der Briten im Burenkrieg errichtet wurden, und zu harter Arbeit etwa im Bahnbau eingesetzt. Aufgrund von Krankheiten oder Erschöpfung sterben fast 7700 Menschen - rund 30 Prozent der Gefangenen. Erst nach einem empörten Bericht von Major Ludwig von Estorff über die Zustände im Lager auf der Haifischinsel in Lüderitzbucht werden die Bedingungen nach und nach verbessert. 1908 löst man die Lager auf. Das Land ist inzwischen konfisziert, der Besitz von Vieh wird verboten. Völkermord oder nicht?

Soweit die Fakten. Worum auch unter Historikern gestritten wird, sind Fragen wie: Hat General Lothar von Trotha die Herero wirklich „vernichten“ wollen? Wieviele Herero sind von 1904 bis 1908 ums Leben gekommen? Sie münden letztlich in der Gretchenfrage, ob es sich um einen Völkermord handelt oder nicht.

Werner Hillebrecht, Senior-Archivar im Nationalarchiv Namibias, hat die historische Forschung in einem wissenschaftlichen Aufsatz 2007 zusammengefasst:

- Von Trothas „Schießbefehl“ vom 4. Oktober 1904 und der spätere Hinweis an die Soldaten sagen deutlich: Alle männlichen Herero werden sofort erschossen, auch wenn sie unbewaffnet sind oder sich ergeben; Frauen und Kinder werden mit Schüssen über den Kopf fortgetrieben - sprich: in den Dursttod. Die Rücknahme des Befehls erfolgt spät und eher auf innen- und außenpolitischen Druck hin als aus humanitären Erwägungen, wie man auch aus dem folgenden Massensterben in den KZs schließen darf.

- Die Gesamtzahl der Opfer im Krieg und in den Lagern haben Historiker aus Zahlen der Herero vor und nach dem Krieg zu errechnen versucht. Hillebrecht zufolge kann man nach Prüfung aller Fakten und Argumente davon ausgehen, dass es vor dem Krieg 60000 bis 80000 Herero gab. Der Zensus von 1911, der im Nationalarchiv vorliegt, nennt 19423 Herero. Mit den Herero, die außerhalb des erfassten Gebietes lebten, ergibt sich eine Zahl von 20000 bis 25000. Das bedeutet, dass im Kolonialkrieg 35000 bis 55000 Herero ums Leben kamen - deutlich mehr als die Hälfte des Volkes.

Doch in der Schlacht der Historiker um die Opferzahlen erklärt Hillebrecht keine Seite zum Sieger, sondern alle Beteiligten zu Schattenboxern. Denn in der Definition der Vereinten Nationen zum Begriff des Völkermordes geht es nicht um Zahlen. Um einen Völkermord handelt es sich bei Akten, mit denen beabsichtigt wird, eine (in diesem Fall) ethnische Gruppe in Teilen oder im Ganzen zu vernichten, etwa indem man ihre Mitglieder tötet, ihnen körperlich oder seelisch schwere Schäden zufügt oder sie lebensfeindlichen Bedingungen aussetzt. Nach dieser Definition war das Vorgehen der deutschen Kolonialmacht gegen die Herero ein Völkermord.

Begriff als Straftatbestand

Mit dieser Feststellung ist allerdings nichts gewonnen. Sondern alles verloren. Denn der Begriff schreckt nicht nur heute lebende Deutsche und deutschstämmige Namibier ab, die damaligen Ereignisse als historisch verbürgt anzuerkennen. Er wird in der Konvention der UNO außerdem als Tatbestand bezeichnet, der zu bestrafen sei - eine Drohung, auch wenn er juristisch nicht auf Ereignisse angewendet werden kann, die vor seiner Prägung stattgefunden haben. Und schließlich erinnert er an den Holocaust der Deutschen an den Juden im Dritten Reich. Auf den Begriff des Völkermordes stützt sich daher die Forderung der Herero nach Reparationen und die Gerichtsklage in den USA, die der kürzlich verstorbene Ober-Chief der Herero, Kuaima Riruako, angedroht hat. Dabei geht es auch um politischen Einfluss. Ohne die Dezimierung im Kolonialkrieg wäre das Volk der Herero heute vielleicht ebenso groß wie das der Ovambo. Da die politischen Parteien noch immer stark entlang der Grenzen von Volksgruppen formiert sind, finden sich die Herero in der Opposition wieder. Das Geld aus einer Wiedergutmachungszahlung würde den Einfluss der Herero erhöhen.

Die Bundesregierung lehnt die Begriffe „Völkermord“ und „Reparationen“ ab. Sie nimmt damit auch Rücksicht auf andere ehemalige Kolonialmächte wie Großbritannien oder Frankreich, die kein Interesse an einem Präzedenzfall haben, auf den sich Nachkommen von Opfern ihrer damaligen Kolonialpolitik berufen könnten. Die SWAPO-Regierung Namibias verweist zwar in jüngster Zeit mit Völkermord-Denkmal, Unabhängigkeitsmuseum und Rückführung der Schädel von Herero und Nama aus Deutschland auf die Gräueltaten in deutscher Kolonialzeit, dürfte direkte Zahlungen an die Herero oder Nama jedoch ebenfalls ablehnen - schon weil damit ihre Opposition gestärkt wird.

Verantwortung statt Schuld

Deutschland spricht stattdessen seit der Unabhängigkeit Namibias von einer historisch begründeten Verantwortung und leistet dem Land im Pro-Kopf-Vergleich zu anderen Empfängerstaaten die höchste Entwicklungshilfe. Zum 100-jährigen Gedenken an die Schlacht am Waterberg im August 2004 bei Okakarara entschuldigt sich Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wiczorek-Zeul als Mitglied der Regierung in moralischem Sinne bei den Herero und startet kurz darauf eine „Sonderinitiative“ für Menschen in besonders betroffenen Gebieten.

Doch von einer Verarbeitung der Ereignisse oder gar einer Versöhnung ist man noch weit entfernt. Dass Reparationen nicht die Lösung sind, zeigt das Beispiel vom „Erzfeind Frankreich“: Die Reparationen nach dem Ersten Weltkrieg trugen dazu bei, Hitler an die Macht zu bringen. Erst das Einbinden Deutschlands in die westliche Gemeinschaft und die Programme der deutsch-französischen Freundschaft haben den Hass überwunden.

In Namibia selbst ist eine Versöhnung unter den betroffenen Volksgruppen in weiter Ferne. Auch die deutschstämmigen Namibier nehmen den Begriff des Völkermordes nicht in den Mund. Als das Reiterdenkmal in Windhoek dem Unabhängigkeitsmuseum weichen soll, spenden sie Hunderttausende Dollar für den Abbau, Umzug und originalgetreuen Wiederaufbau von Sockel und Statue vor der Alten Feste. Bei der endgültigen Demontage reagieren sie empört und sammeln Unterschriften gegen die Aktion. Der Gedanke, dass der Reiter an die deutschen Opfer des Kolonialkrieges erinnert, den Sieg der Deutschen symbolisiert und die Opfer der Herero völlig ignoriert, sprich: den Völkermord verschweigt, kommt kaum jemandem - den Autor dieses Artikels eingeschlossen.

Ein Hindernis für eine offene Debatte innerhalb Namibias mag die Landfrage sein. Doch für das Konfiszieren des Landes von Herero und Nama ist die Kolonialverwaltung verantwortlich (mit Rechtsnachfolge der Bundesregierung) und nicht der Siedler, der das Land von der Verwaltung gekauft hat - geschweige denn der heutige Farmer, der lange nach den Ereignissen geboren wurde. Zudem hat die 1989 gewählte,

Verfassungsgebende Versammlung Namibias ausdrücklich festgelegt, dass bestehende Eigentumsverhältnisse akzeptiert werden. Kurz darauf wurde der rechtliche Rahmen für die Bodenreform nach dem Prinzip „Willing seller, willing buyer“ geschaffen. Allerdings bleibt ein moralisches Unbehagen, wenn man Ereignisse als Unrecht eingesteht, aus denen Vorteile entstanden sind, von denen man noch heute profitiert.

Weg aus der Sackgasse?

Eine verzackte Sackgasse. Wie könnte der Ausweg aussehen? Eine Voraussetzung dürfte die Bereitschaft aller Beteiligten sein, aufeinander zuzugehen, einander zuzuhören und die Dinge auch einmal mit den Augen des Gegenübers zu betrachten. Deutschland und die deutschstämmigen Namibier müssten die Ereignisse des Kolonialkrieges beim Namen nennen; Herero und Nama sollten im Gegenzug darüber nachdenken, ob Forderungen nach Reparationen einen Dialog nicht im Voraus abwürgen. Helfen würde auch, wenn sich alle Beteiligten noch stärker als bisher darum bemühen, das Denken in Volksgruppen aus der Zeit der Apartheid zu überwinden. Vor allem jedoch sollte die Regierung für eine akkurate Geschichtsschreibung und -vermittlung sorgen, ohne die eine ehrliche Diskussion nicht möglich ist - und das beginnt in den Schulen und endet im Unabhängigkeitsmuseum.

Zu dem Thema gibt es auch eine Sondersendung auf Hitradio Namibia heute Abend von 18 bis 19 Uhr.

Sven-Eric Stender, Windhoek

Kriegsziel Völkermord?

Eine Studie über deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen

Christoph Jahr 10. August 2011

Die deutsche Kolonialherrschaft in Südwestafrika begann 1904 mit einem Genozid an den Herero und Nama. Der Frage, ob darin eine spezifisch deutsche «Vernichtungsideologie» zu erkennen ist, geht ein Buch von Susanne Kuss nach.

In ihren «Elementen und Ursprüngen totaler Herrschaft» hat Hannah Arendt erstmals die seit einiger Zeit kontrovers diskutierte These einer direkten Verbindungslinie zwischen der deutschen Kolonialkriegführung in Südwestafrika und dem Holocaust aufgestellt. Die Studie von Susanne Kuss über deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen zu Beginn des 20. Jahrhunderts berührt also eine Frage, die weit über die vielfach noch immer als episodisch erscheinende Ära des deutschen Kolonialismus hinausweist.

Dass in Südwestafrika 1904 ein Genozid begann – der von der deutschen Kolonialmacht begangene Völkermord an den Herero und Nama –, ist in der neueren Forschung weitgehend Konsens. Doch wie lässt sich die Eskalation der Gewalt erklären? Allein auf den allgegenwärtigen Rassismus als Legitimationsideologie zu verweisen, genügt der Autorin nicht, sowenig sie die Bedeutung dieses Faktors bestreitet. Stattdessen entwickelt sie das Konzept des «Kriegsschauplatzes», der von zahlreichen, einander beeinflussenden Faktoren bestimmt wird. Geografie, Topografie und Klima, Bevölkerungsdichte, Ökonomie und Infrastruktur, soziale, kulturelle und militärische Praktiken von Eroberern und Eroberten – all das fliesst in dieses Konzept ein, ebenso wie die militärischen und politischen Kriegsziele der Kolonialmacht und schliesslich das, was man seit Clausewitz die «Friktionen des Krieges» nennt: jene unvorhersehbaren Ereignisse, die so manchen Feldzugsplan zur Makulatur werden liessen. Ein derart weit gefasstes, auf Gilles Deleuze und Michel Foucault rekurrerendes Konzept, das sich der Suche nach linearer Kausalität verweigert, birgt die Gefahr der Beliebigkeit in sich, der die Autorin jedoch an keiner Stelle erliegt.

Vielzahl von Faktoren

Im Gegenteil: Dieses «weiche» methodische Konzept macht erkennbar, was alles zu bedenken hat, wer sich mit kolonialer Kriegführung befasst. Politische oder ökonomische Interessen, Motive und Ideologien gilt es ebenso zu erforschen wie Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung der Soldaten, ihre Verschiffung nach Übersee und die Konfrontation mit fremden Völkern und Kulturen, das unwegsame Terrain und das kräftezehrende Tropenklima sowie tödliche Krankheiten. Diese Faktoren spielten in allen drei «grossen» Kolonialkriegen, die Kuss analysiert – neben dem Herero-Nama-Krieg in Deutsch-Südwestafrika den chinesischen Boxeraufstand und den Maji-Maji-Aufstand in Deutsch-Ostafrika –, eine wichtige Rolle, doch auf unterschiedliche Art, so dass sie jeweils einen sehr unterschiedlichen Charakter trugen.

Beim Einsatz in China 1900 handelte es sich um eine überdimensionale und exzessiv gewalttätige «Strafexpedition» der vereinigten europäischen Grossmächte und der USA, bei der im Einsatzgebiet 90 000 alliierte Soldaten weit über 60 Millionen Chinesen gegenüberstanden. Allein schon deswegen verboten sich Ausrottungsphantasien; zudem war es, ungeachtet des Überlegenheitsdünkels der Invasoren, unübersehbar, dass man in China auf eine kulturell und zivilisatorisch hochentwickelte Gesellschaft traf. Obgleich Kaiser Wilhelm II. die deutschen Truppen in seiner berüchtigten «Hunnenrede» zur Verbreitung von Schrecken und Terror aufrief, blieb die Gewaltausübung, so grausam und endemisch sie war, an den politischen und militärischen Auftrag gebunden. Ähnlich im Rahmen der auch bei den anderen Kolonialmächten üblichen Grausamkeit blieb der Maji-Maji-Krieg (1905–08) in Deutsch-Ostafrika, in dem die deutsche «Schutztruppe» vor allem durch Zerstörung der Siedlungen und landwirtschaftlichen Nutzflächen die Unterwerfung der Bevölkerung zu erzwingen suchte.

Einen Sonderfall bildete der Krieg in Südwestafrika insofern, als diese Kolonie zur dauerhaften Besiedlung durch Deutsche vorgesehen war. Dass die Bekämpfung des Aufstandes der Herero und Nama zum «Rassenkrieg» und Genozid eskalierte, lag nicht an der Stärke und Überlegenheit der Kolonialtruppe, sondern im Gegenteil an deren Angst vor dem Scheitern. Schwäche, Unsicherheit und die Befürchtung, gegenüber den rivalisierenden Kolonialmächten das Gesicht zu verlieren, führten zu einer zwar nicht intendierten, im Ergebnis aber genozidalen Kriegführung, wozu auch naturräumliche Gegebenheiten beitrugen.

Keine direkte Traditionslinie

In einer fast menschenleeren, staubig-heissen Wüstenlandschaft wäre es selbstmörderisch gewesen, die spärlichen Lebensressourcen des Feindes anzugreifen, weil von diesen auch die Existenz der eigenen Truppe abhing. Wo der Feind aber nicht durch materielle Schädigung bezwungen werden kann, liegt es nahe, ihn selbst zu vernichten, sobald die für Europa in Anspruch genommenen zivilisatorischen Schranken beiseitegeräumt wurden. Der als «leer» imaginierte zukünftige Siedlungsraum wurde tatsächlich «leer gemacht».

Aus dieser Perspektive bleibt wenig übrig von einer vermeintlich spezifisch deutschen «Vernichtungsideologie». Tatsächlich notierten die anderen Kolonialmächte zwar gelegentlich ein besonders hartes Vorgehen der deutschen Truppen, doch weniger dies als der mangelnde Erfolg wurde den als unerfahren und ineffizient belächelten Deutschen vorgeworfen. Konsequenterweise verneint die Autorin daher auch «eine direkte Linie in Form der Tradierung militärischer Gewaltlehren oder Verhaltensgrundsätze» von den deutschen Kolonialkriegen zum nationalsozialistischen Vernichtungskrieg. Ob damit das letzte Wort in dieser Frage gesprochen ist, bleibt abzuwarten, vielleicht ist es dafür immer noch zu früh. Doch der weiteren Forschung ist zu wünschen, dass sie die durch dieses Buch ausgelöste Verunsicherung zu einer produktiven macht.

Susanne Kuss: Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Christoph-Links-Verlag, 2. Aufl., Berlin 2011. 500 S., Fr. 66.90.